

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 72 (1963)
Heft: 4

Artikel: Die Station für tibetische Kinder in Dharamsala ist überfüllt
Autor: Anderhub, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE STATION FÜR TIBETISCHE KINDER IN DHARAMSALA IST ÜBERFÜLLT

Aus Briefen von Dr. med. Annemarie Anderhub

Dharamsala, den 28. Februar 1963

Wir feierten das tibetische Neujahr bei strahlendem Wetter. Seit einigen Wochen sind die Morgen sehr frisch, und abends muss jetzt gut geheizt werden. Dagegen sind die Tage warm und von wunderbarer Klarheit; angesichts dieser Klarheit werde ich lebhaft an den schweizerischen Bergsommer erinnert. Die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten brachten emsige Geschäftigkeit, und auch wir Europäerinnen wurden nicht davon ausgeschlossen; am Tage vor Neujahrsbeginn, am Samstag, den 23. Februar, wurde einem jeden von uns ein Paket mit einem prächtigen, in gutem Wollstoff verfertigten Tibeterkleid mit echter tibetischer Schürze überreicht. Wir erschienen dann auch am Neujahrstag, vom Geschenk erfreut, in unserem neuen Kleid zum Mittagessen im oberen Kinderhaus. Fröhlich hatte eine Andacht stattgefunden. Im übrigen war jedermann ein wenig müde und genoss diesen ersten Feiertag in Ruhe. Zum Mittagessen wurde uns Europäerinnen ein gutes Nudelgericht serviert, während die Tibeter ihrer Mehlschale — die Speise ist aus besonderem, etwas fettem dunklem Mehl, über das tibetischer Buttermilch geschüttet und damit verrührt worden war — zusprachen. Es gab auch einen interessanten Käse: er sah aus wie rohes, etwas glänzend graues Marzipan und schmeckte süß und gar nicht wie Käse. Der Nachtschisch bestand wie üblich aus «English Tea».

Ich wurde eingeladen, den Tag im oberen Kinderhaus zu verbringen, und auch zum Abendessen zu bleiben. Die Kinder tanzten und sangen in Gruppen; ich genoss es, ihnen zuzuschauen. Abends wurde uns in einer grossen Kasserolle ein gutes tibetisches Spezialgericht aufgetischt: auf einer Art Kraut lagen schön zirkulär und radiär arrangierte Fleischstückchen, Rüben und Kartoffeln.

Der für uns alle bedeutendste Tag war der Montag, wo wir in den «Palast» geladen waren, um, zusammen mit den Kindern, vom Dalai Lama empfangen zu werden. Natürlich trugen alle, Kinder und Erwachsene, das allerbeste Kleid, Doris, Elisabeth und ich die tibetische Tracht. Der Dalai Lama begrüßte uns auf dem Platze vor dem «Palast»; er trug eine rotbraune Tunika und — gegen die Hitze der Sonne — einen in der Farbe passenden Schirm. Zuerst defilierten die Kinder vor ihm; sie machten kleine ungelente Verbeugungen. Der Dalai Lama legte seine Hand segnend auf jedes Köpfchen. Dann richtete er eine kurze Ansprache an die Kinder, die sich dabei mäuschenstill verhielten und andächtig lauschten. Er sprach von der fernen Hei-

mat und wies darauf hin, dass sich im vergangenen Jahre dank mannigfacher Hilfe manches gebessert habe; keiner dürfe den Mut verlieren.

Anlässlich dieser kurzen, stillen Feier bewunderte ich wieder einmal mehr die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der die Tibeter ihr Schicksal tragen. Nie lehnen sie sich auf. Allen bedeutet es viel, den Dalai Lama zu sehen und seinen Segen zu empfangen. So schrecken viele Tibeter nicht vor einer langen und entbehrungsreichen Reise zurück, um den Dalai Lama einen Augenblick sehen zu können, und viele der Kinder machen einen Abstecher nach Dharamsala, wenn sie in die Schulen reisen.

Aus demselben Grunde werden nun wieder neue Kinder in die Kinderhäuser von Dharamsala gebracht, und der Zustrom ist in letzter Zeit besonders beängstigend geworden. Zurzeit befinden sich in den Kinderhäusern 650 Kinder und unzählige junge Mädchen. Täglich erscheinen im Dispensarium kleine dunkelhäutige, struppige Kinder, von denen die Ayas behaupten, sie seien schwer krank. Aber diese Kleinen sind meist einfach todmüde; sie kommen, wer weiss unter welcher anstrengenden Reisebedingungen, von sehr weit her. Sie brauchen vorerst nichts anderes als Schlaf. Wie aber wird sich das Problem der Ueberfüllung aller unserer Räume lösen lassen? Immer und immer wieder versuche ich den Tibetern begreiflich zu machen, dass es, zum Wohle der bereits hier stationierten Kinder, unbedingt notwendig sei, den Zustrom von weiteren Kindern zu unterbinden; ich dringe aber nicht durch. Ich verstehe natürlich, wie schwierig es ist, Kinder, die müde und erschöpft, zum Teil auch krank hier eintreffen, abzuweisen. Hoffentlich treffen in nächster Zeit keine Kinder aus Delhi ein! Dort soll es unter den tibetischen Flüchtlingen Fälle von Pocken gegeben haben. Nicht auszudenken wäre es, wenn diese Krankheit hier eingeschleppt würde!

Am 25. Februar, dem zweiten Neujahrstag, waren wir zum Mittagessen nach Mortimer Hall eingeladen. Die Herren des Kashag, das heisst der Regierung, offerierten uns einen herrlichen tibetischen Lunch. Zum Essen erschienen waren der indische Distriktoffizier Malik, einige Damen und Herren der indischen Regierung, Mrs. T. D. und ihre Tochter Kando, Doris, Elisabeth und ich. Wir sassen auf bequemen Stühlen der Wand entlang, so dass unsere Gesellschaft ein Hufeisen bildete, und wie beim Skandinavischen Buffet im Hotel Elite in Zürich ging jeder Gast mit seinem Teller zum Tisch, wo er sich selber von den mannigfaltigen und köstlichen Speisen servierte. Ganz grossartig

war die Idee von Herrn Phala und den andern Herren des Kashag: wir Frauen durften uns nach dem Essen im herrlichen Park auf weichen tibetischen Teppichen mit prächtiger Aussicht auf die Berge ausruhen. Erst zum Tee wurden wir wieder gerufen, zu dem sehr gute tibetische Süßigkeiten gereicht wurden. Darunter gab es solche, die ähnlich aussehen und schmecken wie unsere Schweizer Fasnachts-Küechli.

Meine grösste Bemühung ist gegenwärtig darauf gerichtet, das Dispensarium in ein kleines, wenn auch sehr bescheidenes Spital umzuwandeln. Da der Zustrom von Kindern nicht abzunehmen scheint, ja sogar mit Sicherheit noch fort dauern wird, rechne ich damit, immer mehr kranke Kinder aufnehmen zu müssen. Die beiden Spitäler Kangra und Dharamsala befinden sich nicht in der Lage, eine grössere Anzahl tibetische Kinder aufzunehmen, so dass ich mich gezwungen sehe, vorzusorgen.

Das ist aber mit grössten Schwierigkeiten verbunden. Es fehlt am Platz, es fehlt an allem. Es fehlt aber auch am Verständnis meiner Helfer, mit dem Material, mit der Wäsche richtig umzugehen. Ständig befinde ich mich auf der Suche nach Frottiertüchern, nach Kinderpyjamas, nach Höschen und Blusen, finde die einen auf Baumzweigen, die andern auf der Wiese, weitere unter den Betten, andere im Waschtrog, unter Kleidern, im Zelt, überall, nur nicht da, wo sie sein sollten. Ordnung finden meine Helfer lästig. Mit viel Geduld werde ich vielleicht doch einmal ans Ziel kommen. Ich darf ja auch manch einen Erfolg verzeichnen. So klappt es nun ganz gut mit den Nachtwachen, die im Turnus stattfinden. Es ist nun nicht mehr notwendig, dass ich alle Stunden aufstehe, um meine «Nachtwachen» zu wecken, damit sie die schreienden Kinder beruhigen. Sie nehmen es jetzt sehr genau mit ihrer Pflicht, und das Weinen verstummt nun immer sofort, was mir anzeigt, dass die «Pflegerin» für den kleinen Patienten sorgt. Vielleicht wird das richtige Waschen der Kinder eines Tages auch erreicht sein. Vorläufig finden die Ayas es schrecklich kompliziert, ein jedes Kind mit seinem eigenen Handtuch abzutrocknen. Ich möchte das Dispensarium so organisieren, dass dort jederzeit medizinisch-chirurgische Behandlungen durchgeführt werden können. Doch möchte ich auch etwas Labor betreiben, was mir im Schlafzimmer mit dem besten Willen nicht möglich ist, da es stockdunkel ist. Hoffentlich werden wir bald einmal für ein paar Tage weniger Patienten haben, so dass ich die Kartei in Ordnung bringen könnte. Mit dem Führen der Fieberkurven hat Doma Erfolg; die täglichen Eintragungen bereiten ihr Freude. Im weiteren erscheint mir sehr wichtig, dass ich die nun hier weilenden Ayas behalten kann, so dass ich deren Ausbildung etwas voranzutreiben vermag. Je mehr sie lernen, desto mehr interessiert sie die zielgerichtete Arbeit. Ab nächster Woche werden wir wohl auch wieder regelmässig den Unterricht auf-

nehmen können, der ein eigentlicher Samariterkurs werden soll.

Dr. Haslam, die Chefärztin von Kangra, hat mich für dieses Wochenende zu sich eingeladen. Und da ich bis jetzt noch nie auch nur einen halben Tag frei genommen habe, weil ich einfach immer viel zu viel zu tun hatte, werde ich dieser Einladung nun gerne Folge leisten, zumal wir zurzeit im Dispensarium keine schwer kranken Kinder zu betreuen haben; Doris wird zum Rechten sehen können. Ich freue mich sehr, Dr. Haslam zu sehen und mit ihr medizinische und organisatorische Fragen besprechen zu können. Sie selber hat in Kangra mit nichts angefangen und kann mir sicher manche wertvolle Anregung geben.

Dharamsala, den 15. März 1963

Am letzten Samstag wurde mir aus dem «Palast» ein zweijähriger Junge gebracht, den Mrs. T. D. besonders meiner Fürsorge empfahl. Der Kleine sei verlassen auf der Strasse in Delhi gefunden und nach Dharamsala gebracht worden und habe ein paar Tage im «Palast» verbracht. Er sei aber plötzlich etwas «lazy», faul, geworden und esse nicht richtig. Bei der objektiven Untersuchung konnte ich vorerst gar nichts finden, auch Fieber waren keine zu verzeichnen; ich nahm den Kleinen zur Beobachtung auf. Am Sonntag war sein Zustand unverändert. Am Montag morgen hatte er blutigen Stuhl, und einige Stunden später starb er an einer massiven Darmblutung. Die Diagnose lautete: Typhus. Sie können sich sicher vorstellen, wie sehr mich dieser Fall beunruhigte; denn wir haben ja keine Möglichkeit, Kinder zu isolieren, und so hatte auch dieser Junge eng zusammengedrängt zwischen andern Kindern geschlafen und hatte den Tag mit den andern Kindern im Freien verbracht. Und in Delhi kümmert sich kein Mensch um eine Quarantäne, obwohl das Tibeterlager voller Infektionskrankheiten sein muss. Meine Ayas, durch den Tod des Kindes aus dem «Palast» nun doch aufgerüttelt, setzten sich mit grossem Eifer ein, als ich nun systematisch Kind um Kind regelmässig und täglich mehrmals zu waschen gebot, als ich Schlafsack nach Schlafsack einer genauen Inspektion auf Sauberkeit unterzog. Sie taten ihr bestes; denn nun begriffen sie die Notwendigkeit aller dieser Massnahmen.

Mitten in unseren Vorkehrungen traf Dr. Nalathambi mit einem Dr. Fareed, Direktor der «Meals for Millions»-Foundation im Dispensarium ein, und ich war froh, mich mit den beiden Aerzten aussprechen zu können. Dr. Fareed ist ein grosser, sehr sympathischer Amerikaner aus Los Angeles, der sowohl mein Dispensarium als auch die Kinderhäuser künftig mit dem hochwertigen Multi Purpose Food versehen wird. Er befindet sich auf einer Weltreise; von hier wird er zu Albert Schweitzer nach Lambarene reisen. Ich freute mich sehr darauf, ihm mein kleines Spital zu zeigen. Lachen Sie bitte nicht, wenn ich nun allen Ernstes

die Bezeichnung Spital für mein Dispensarium gebrauche! In den letzten zwei Wochen ist hier nämlich eine ganze Menge geschehen: meine beiden Krankenzimmer sind nun wirklich sauber, die Betten ordentlich gemacht, die Kinder in reine Schlafsäcke verstaut, und zwar in Pyjamas, während ihre Tagkleidchen ordentlich auf dem breiten Fenstersims zusammengefaltet liegen, während die Schuhe in Reih und Glied unter dem Bettplatz eines jeden stehen. Jeder kleine Patient verfügt über ein eigenes Frottiertuch, das die Ayas nun mit neuerworbenen Sachkenntnis ausschliesslich für dieses Kind gebrauchen! Und: für jeden kleinen Patienten wird eine Fieberkurve angelegt, worin sein subjektives Befinden notiert wird und worin ich die Resultate meiner Laboruntersuchungen eintrage sowie die Medikamente notiere, die ich jeweils verordne. Darum konnte ich denn auch Dr. Fareed, den ich um ein Konsilium bei einem grösseren kranken Mädchen bat, richtig über dessen Zustand orientieren. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie stolz und glücklich ich war, dass alles genau so wie in einem Spital funktionierte, und dass Dr. Fareed meine Diagnose eines eosinophilen Lungeninfiltrates bestätigte! Ich zeigte ihm mein «Labor», das nach wie vor in meinem Schlafraum untergebracht ist, und er äusserte seine Anerkennung. Wie beglückend war dieser Besuch nach den vorangegangenen Kämpfen um Ordnung und Sauberkeit! Nun kann ich anhand meiner Fieberkurven und meines Laborbuches jederzeit und jedermann Rechenschaft darüber ablegen, was ich hier tue. Ausserdem werden wir nun auch über die Möglichkeit verfügen, eine zuverlässige Statistik über unsere Patienten anzulegen.

Immer und immer wieder empfinde ich es als grösstes Hindernis, dass ich der tibetischen Sprache nicht mächtig bin. Mit den Kindern kann ich mich unterhalten, aber mein Wortschatz ist sehr beschränkt. Vielleicht würde er auch für meine ärztliche Tätigkeit mit Erwachsenen ausreichen, wenn es sich hier nicht um Menschen handelte, deren Lebensweise von der meinen so vollkommen verschieden und damit auch ihre Ausdrucksweise eine entsprechend andere ist. So fehlt mir oft der wahre Kontakt mit den Kranken. Wohl verfüge ich über eine Dolmetscherin, aber sie findet, aus ganz anderer Lebensauffassung heraus, manches der Uebersetzung nicht wert, das ich dem Patienten sagen möchte. Ein Beispiel: Ich nähe die Stirnwunde eines kleinen Jungen, der zu lautem Weinen ansetzt. Ich möchte zu ihm reden, wie ich dies etwa in der Schweiz tun würde, möchte ihm sagen, dass er ja schon ein grosser Junge sei, grösser als seine Bettgenossen, und dass er nun eben für eine kleine Weile tapfer sein müsse, wie man es von einem Tibeter erwartet. Aber solche Worte mag Doma nicht übersetzen. Sie findet das einen riesigen Zeitverlust und der Mühe nicht wert. Und ähnlich geht es, wenn Frauen und Männer hier erscheinen, von denen ich eine zuverlässige Anamnese hören

möchte, weil ich sie zur Diagnose unbedingt brauche. Doma versteht absolut nichts von Medizin; sie sieht nicht ein, dass es wichtig ist, meine Fragen genau zu übersetzen, und so bekomme ich denn auch keine genauen aufschlussreichen Antworten. Natürlich kann ich hier als Arzt wirken; das geht ganz ordentlich, auch wenn ich mich mit den Leuten nicht richtig unterhalten kann; aber meine Tätigkeit könnte, rein menschlich, anders sein, wenn ich mit meinen Schutzbefohlenen ungehemmt über ihre Leiden und Nöte sprechen könnte.

Dharamsala, den 29. März 1963

Da im Punjab mehrere tödliche Fälle von Pocken vorgekommen sind, werden nun vom Staat aus alle Kinder unserer Station geimpft. Die Aktion wurde schon vor einiger Zeit begonnen, ist aber noch immer nicht abgeschlossen, da wir der eventuellen Komplikationen wegen nicht allzu viele Kinder gleichzeitig impfen möchten. Impfreaktionen treten auf, aber ernsthafte Komplikationen sind zum Glück bis jetzt noch nicht vorgekommen. Der staatliche Arzt, dem ich gestern begegnet bin, versprach mir in sehr zuvorkommender Weise, mir auch Impfstoff gegen Typhus zukommen zu lassen, damit ich unsere Dispensariumskinder prophylaktisch impfen kann, sobald wieder Neuankömmlinge aus Delhi zu uns gebracht werden.

Während es täglich in Strömen regnet, müssen die kleinen Patienten in unseren Krankenzimmern immer dichter zusammengedrängt werden. Täglich treffen neue Kinder ein. Dabei überträgt sich die Dysenterie von einem aufs andere: einige der Kinder sind davon sehr schwer in Mitleidenschaft gezogen. Wie soll ich alle die kranken Kinder unterbringen? Zu alledem liess mir Dr. Haslam von Kangra dieser Tage wissen, dass sie leider keine neuen tibetischen Kinder mehr aufnehmen könne; sie verfüge über zu wenig Personal, um sie zu betreuen. Auch sie ist überlastet und sucht dringend einen dritten Arzt, ohne dass es ihr möglich wäre, einen solchen zu finden. Gestern hat uns auch das Dharamsala Hospital gebeten, keine Patienten mehr zu schicken, da niemand sich ihrer annehmen könnte. Als dann am Samstag neue Fälle von schwerer Dysenterie auftraten, entschloss ich mich, Mr. Malik um aktive Hilfe zu bitten. Im Regenschauer eilte ich, nach vorheriger telefonischer Anmeldung, durch den nassen Rhododendrenwald zu Mr. Maliks Haus. Er empfing mich wie immer sehr freundlich und offerierte mir heissen Kaffee, Toast und Eier. Da ich durchgefroren war, genoss ich diese Herrlichkeiten in der schönen Atmosphäre eines warmen, heimeligen Zimmers. In einer Stunde hatten wir alle Möglichkeiten hin und her besprochen, und, da Mr. Malik immer Rat weiss, auch eine momentane Lösung der Notlage gefunden: «Beziehen Sie Mrs. Alexanders Haus!» meinte er. Mrs. Alexander ist die englische Gönnerin des «Safe the children's Fond», die das neue Haus bei der unter-

ren Kinderstation für die Unterbringung von zwei Krankenschwestern gebaut hat. Diese sind aber noch nicht eingetroffen.

Der Kanadier Perry, der mit seiner jungen Frau im Auftrag einer Hilfsorganisation in der Nähe von Kangra eine Schule für Tibeter leitet, hat mir bei seinem kürzlichen Besuch erzählt, dass der Flüchtlingsstrom aus Nepal und den östlichen Grenzgebieten niederdrückend sei. Er hat mir davon Erschütterndes berichtet. Hier, in Dharamsala, und vor allem im Kinderhaus, fühlt man sich von aller Welt abgeschlossen. Träfen nicht täglich Kinder in schlechtem Zustand ein, würde man kaum daran denken, dass in jenen Gebieten gekämpft wird. Doch Perrys Berichte haben mich erneut davon überzeugt, wie wichtig es ist, medizinisch vorzusorgen, da, wenn eine dringende Notlage eintritt, es zu spät ist, die nötigen Massnahmen zu ergreifen. Wie froh war ich deshalb, als Mr. Phala noch am Abend persönlich zu mir kam, um mir mitzuteilen, dass ich anderntags ein weiteres Krankenzimmer in der unteren Kinderstation in mein Spital einbeziehen könne.

In unserm kleinen Spital herrscht jetzt Ordnung und Eintracht. Der Regen hat aufgehört, und tagsüber ist es sommerlich warm und schön. Heute hat Tensi Droma, eine meiner jungen Ayas, aus eigener Initiative alle Fenster des Dispensariums blitzblank geputzt. Es ist eine wahre Freude! Die Ayas sind ganz und gar nicht ohne Talent, sich selber zu organisieren. So haben sie unter sich beschlossen, dass immer eine der ältern Ayas, d. h. Doma oder Lhamo, zusammen mit einer ganz jungen den Nachtdienst übernimmt. Nun sehe ich sie oft bei leicht gedämpftem elektrischem Licht —

ich habe die grellen Glühbirnen dunkelblau bemalt — von einem Bett zum andern schreiten, ein weinendes Patientchen aus dem kompliziert gefalteten Schlafsack «ziehen» und auf den schön emaillierten «Chamber-Pot» setzen oder einem andern zu trinken geben. Wenn alles wieder ruhig ist, setzen sie sich unter eine Lampe und lernen gemeinsam Englisch oder Tibetisch. Seither sieht es bei uns aus wie irgendwo in einem geordneten Spitalbetrieb, wo man solche Nachtwachen oft auch ganz schön findet. Der wöchentliche freie Tag bedeutet diesen Mädchen sehr viel; bisher haben sie nie über einen ganzen Tag frei verfügen können.

Mir sind zurzeit verhältnismässig viele tibetische Patienten von «auswärts», also nicht aus der Kinderstation, zugewiesen worden. Diese Tibeter gehören zumeist höheren Bildungsklassen an, und so ist mir bewusst geworden, wie differenziert wir in der Beurteilung der Tibeter vorgehen müssen. Bisher waren mir vor allem jene Tibeter bekannt, die auf der Kinderstation arbeiten, zumeist ungebildete Frauen und Mädchen sowie einige Handwerker, die mit seltenen Ausnahmen Analphabeten sind. Nach ihnen habe ich die Tibeter beurteilt. In den Patienten von auswärts lerne ich nun eine ganz andere Volksschicht kennen. Die Gebildeten sind in jeder Beziehung anders; sie wirken auch nicht fremd, und mit ihnen unterhalte ich mich nicht viel anders, als ich es mit irgend einem europäischen Patienten tun würde. Im allgemeinen machen sie mir einen ausgezeichneten Eindruck. So müsste man denn, um ein Urteil über die Tibeter abzugeben, sehr viel mehr von ihnen wissen und weit mehr Erlebnisse mit ihnen teilen, als es mir in der Kinderstation möglich ist.

